

KORRESPONDENZ

1300

**BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE**



20. Oktober 2010

KULTURPOLITISCHE



OKR

Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaesch@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Georg Aesch

Genugtuung kann schwer wiegen und schwer sein

„Die Securitate in Siebenbürgen“ – eine Tagung in Jena
vor dem Hintergrund der Frage, ob man „untot“ steigern kann 3

Werner Chrobak

Eiserne Frömmigkeit

In Danzig-Oliva versuchen Fachleute, allen Facetten der Geschichte
des Deutschen Ordens gerecht zu werden 7

Norbert Matern

Die Notwendigkeit der Wahrheit

Der Bund der Vertriebenen begeht den Tag der Heimat in Berlin
mit der Gelassenheit, die man seinen Gegnern wünschte 10

Dorothee Herbert

Unbehauste Heimatstuben

Angebot des Hauses Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott 11

Bücher und Medien

Adel in Schlesien (*Stephan Kaiser*) 14

Dieter Schenk: Krakauer Burg (*Ulrich Schmidt*) 16

Literatur und Kunst

Klaus Hildebrandt

Er kündigt nicht mehr

Der „Künder der deutschen Seele“ Hermann Stehr findet heute
kaum noch Leser 18

Dieter Göllner

Klangfarben, Farbklänge

Das synästhetische Werk des Malers, Musikers und Essayisten
Rudolf Halaczinsky in Düsseldorf 20

Martin Hollender

Manchmal altmeisterlich, nie altbacken

Der zeichnende Erzähler Reiner Zimnick 22

KK-Notizbuch

23

*Die Würde der Schmucklosigkeit: Reiner Zimnick, Die Kaisereiche bei Füttersee
im Steigerwald*

Bild: vgl. Seite 22

Genugtuung kann schwer wiegen und schwer sein

„Die Securitate in Siebenbürgen“ – eine Tagung in Jena vor dem Hintergrund der Frage, ob man „untot“ steigern kann

Phantomschmerzen sind mitunter gespenstisch, aber mitnichten phantomatisch, sondern äußerst real für den, dem es weh tut. Was nicht mehr ist, kann einem ärger zusetzen als die unmittelbare Gegenwart. Denn auch was nicht mehr ist, ist nicht vergangen. Die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts ist das Unvergangene schlechthin, und all die Hoffnungen auf ein „Ende der Geschichte“, das mit dem Ende des Kommunismus einhergehen sollte, haben sich zerschlagen. Es gibt kein Ende und keine Therapie, lange noch wird an der Amnesie und an der Diagnose zu arbeiten sein. Lange noch wird die Vergangenheit schmerzlich gegenwärtig bleiben.

Dieser Gegenwart stellen sich in Rumänien die Beamten eines Nationalrats zur Erforschung des Securitate-Archive (CNSAS), eines Pendantes zur deutschen Gauck-Birthler-Behörde, als staatlicher Institution, ihr stellen sich aber auch – dort wie hier – Menschen aus einer persönlichen Betroffenheit und einem ureigenen Antrieb, die sie nicht in staatliche Hände geben wollen. Marius Oprea ist einer, der nach langem Marsch durch die rumänischen Institutionen mit Unterstützung der Konrad-Adenauer-Stiftung eine eigene Einrichtung gegründet hat, mit der er von den Kommunisten zerstörten Einzelschicksalen nachgeht, Leichen illegal Exekutierter exhumiert und identifiziert, wo-



Die Securitate hat der siebenbürgische Avantgardist Hans Mattis-Teutsch (1884–1960) wohl nicht gekannt, doch vom Menschen hat er – sich – ein Bild gemacht, das viel erkennen läßt: Illustration zu seiner „Kunstideologie“

Bild: Haus des Deutschen Ostens, München

bei sich der gesamte Boden des Vaterlandes als „Keller“ der stalinistischen Polizei und Securitate herausstellt.

Daß dieser eigenbrötlerische, eigensinnige und mit dem nötigen Hintersinn begabte Archäologe des Terrors, eine Reizfigur für alle frühere wie derzeitige Obrigkeit, und die staatlich bestellten Fachleute des Nationalrates CNSAS sich Ende September in Jena ein Podium teilen und Erfahrungen austauschen konnten, hatten der Arbeitskreis für siebenbürgische Landeskunde in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Universität Jena und dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München mit der Tagung zu dem weitgefaßten Thema „Die Securitate in Siebenbürgen“ ermöglicht. Schon im Dezember des vorigen Jahres hatte eine aufsehenerregende Veranstaltung – mit beinahe gleicher rumänischer Beteiligung – in München eine Ahnung von der grau schillernden Komplexität des Gegenstandes und dem tastenden Zugriff der mehr oder minder subjektiv, mehr oder minder objektiv, jedoch jeweils intensiv Beteiligten vermittelt. Die KK berichtete in ihrer Nummer 1286 vom 10. Januar 2010. Nicht nur Aufsehen, auch viele Gemüter sind damals schon erregt, persönliche Konsequenzen sind gezogen worden, die bundesdeutsche Presse erwies sich als hellhöriger denn helllichtig, und es wurde klar, daß es noch vieles zu hören und zu sehen geben wird.

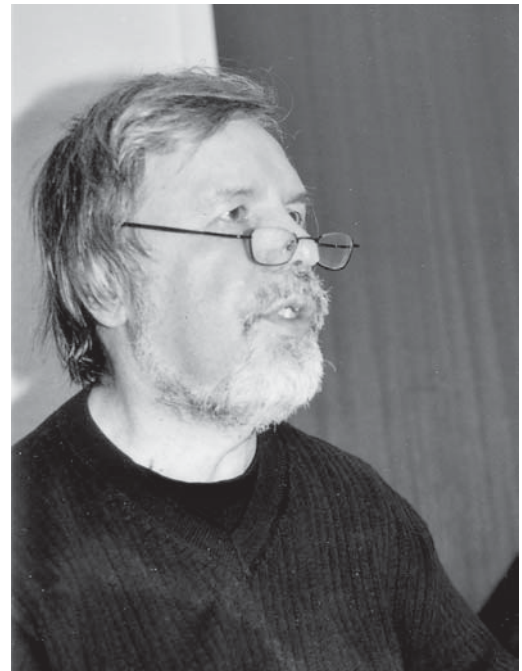
Eine wissenschaftliche Tagung im strengen Sinn konnte es damals, konnte es jetzt, kann das gar nicht werden. Historische Forschung am lebenden Objekt, Vivisektion sine ira et studio, so etwas setzt eine Fremdheit voraus, die (sich) zu leisten an Selbstentfremdung grenzen würde. Darüber hinaus ist der Forschungsgegenstand dermaßen existentiell befrachtet, daß es sich verbietet, Objektivität zu mimen. „Die Securitate in Siebenbürgen“ – wer aus Siebenbürgen wüßte da nichts zu sagen. Aber wer, aus Siebenbürgen oder nicht, wüßte, wieviel davon

stimmt? Unmittelbare eigene Erfahrungen mögen guten Köpfen eins zu eins erinnerbar sein, auch um diese geht es, aber sie helfen niemandem weiter außer dem Betroffenen. Ihre Aussagen und Reflexionen als Zeitzeugen mögen Stück für Stück ein Gesamtbild ergeben, aber ist es schlüssig, ist es so schlüssig, daß daraus auf Mut und Widerstandskraft, auf Feigheit und Schuld, auf politischen Scharfblick und ideologische Verblendung einzelner geschlossen werden kann? In einem Leben in einer Welt, in denen gewesen zu sein sich kaum mehr jemand vorstellen kann. Die Quellen aber, die bei der CNSAS eingesehen werden können, sind Produkte der Securitate, selbst bei als handschriftlich identifizierbaren Texten muß man die Umstände bedenken, unter denen sie zustande gekommen sind, und vor jeden Gedanken schieben sich dabei Mutmaßungen, Befürchtungen, Verdächtigungen und Hoffnungen, trügerisch allesamt.

Richard Wagner läßt sich durch derlei Unwägbarkeiten nicht beirren in seinem dezi-

Richard Wagner

Bilder: Konrad Klein



dierten Urteil, er nennt Roß und Reiter der geisterhaften Kavalkade, deren Staub in den Bukarester Akten seinen Niederschlag gefunden hat. Wie schlecht die Sicht damals war und bis heute geblieben ist, läßt ihn nicht irre werden an der seinen, er weiß genug und auch das Gegenteil. Die elliptische Klarheit seiner Aussagen schafft dem Leser – an diesem Abend in Jena Zuhörer – bei allen Beklemmungen eine gewisse Atemfreiheit.

Gerade in den Grauzonen kennt sich Wagner trefflich aus und stellt deshalb einen Temeswarer Partei-Zampano, der ihm und andern jungen Dichtern in den Siebzigern den Rücken freigehalten hat, als in diesem Fall segensreich wirkenden Exponenten des Zeit(un)geistes dar. Als Michael Markel zwei Tage später über die Klausenburger Germanistik im „Fadenkreuz der Verleumdung“ referiert und eine Schlüsselverleumdung als das Machwerk eben jenes Geburtshelfers der Temeswarer deutschen Moderne identifiziert, geht allen eine Finsternis auf: Es gab und gibt allerhand Leben, aber kein wahres im falschen. „Zerbrochene Spiegel“, wohin man schaut, wie es die Jenenserin Katharina Lenski aus ihrer Opfer- und Forschungserfahrung formuliert – zutiefst fragwürdig wird einem alles, sogar das eigene Gesicht.

An mannigfachen Fragwürdigkeiten aber haben, siehe, schon die Securitate selbst mitsamt ihrem Auftraggeber, der kommunistischen Partei, laboriert, wie die Bukarester Aktenverweser in ihrem Bemühen um ein Quentchen Systematik immer wieder feststellen: Diese deutschen Minderheitler da – sie taugten noch nicht einmal als Klassenfeinde, wie man sie gebraucht hätte, selbst nach der Deportation nach Rußland übten sie sich in lästiger Loyalität. Hinzu kam eine penetrante Kulturbeflissenheit, die sich zwar bei der internationalen Imagepflege einsetzen ließ, aber auch wieder nicht aus dem Ruder laufen durfte. Und wo war denn das Ruder, wie bekam man es in die Hand? Was in deren Gemeinschaften und Kirchen geschah, war verdächtig und noch schwerer

zu überwachen als ihre Umtriebe in den Kultureinrichtungen, die man ihnen großzügig zugestanden hatte und die nun zu Nestern der Unbotsmäßigkeit wurden. Brauchen konnte man sie nicht, aber ausreisen lassen konnte man sie auch nicht ohne weiteres, das wäre ein Zeichen eigener Schwäche gewesen. Lange dauerte es, bis das Ceausescu-Regime den Weg des geringsten Widerstandes und des höchsten Ertrages ging und sie schlichtweg an die Bundesrepublik Deutschland verkaufte.

Zudem mußten sich die Staatsschützer jahrzehntelang alles, was auf deutsch gesagt und geschrieben wurde und den rumänischen Staat hätte gefährden können – und das war in ihrer Optik wirklich alles – ins Rumänische übersetzen und auf rumänisch interpretieren lassen: eine unauslotbare Quelle der Mißverständnisse, die allerdings um so willkommener waren, je mißlicher sie sich aus- und um-, kreuz und quer deuten ließen. „Interpretierbar“, zu rumänisch „interpretabil“, das muß Michael Markel jetzt in jener wesentlich verleumderischen „Interpretation“ des germanistischen Beginns seines Klausenburger Freundeskreises lesen, war ein fatales Stigma.

Bei soviel plumper Akrobatik gab es Punktlandungen nur für jene, die in der Lage waren, den Punkt stets nach Belieben neu zu bestimmen: die Interpreten und Exegeten von der Securitate. Was wunder also, wenn die ungeliebten und weidlich lieblosen Waffenbrüder von der DDR-Staatssicherheit sich aufs preußischste wunderten und beschlossen, ihre Schild- und Schwertfunktion nach Rumänien auszudehnen, sich nicht auf die rumänischen Kollegen zu verlassen, sondern die „Bearbeitung“ jener deutschsprachigen, aber um so unsichereren Kantonten in Siebenbürgen auf die eigene Kappe – es wird ein adretter Lederol-Hut gewesen sein – zu nehmen, wie Georg Herbstritt aus Berlin schon im Dezember und jetzt wieder zeigte. Die Ergebnisse standen den zwar immer tendenziös böartigen, aber auch von profunder Unkenntnis befeuerten

und deshalb vor Irrwitz sprühenden Einsichten der Securitate über ihre deutschen Staatsschutzbefohlenen an aggressiver Dumm- und Dumpfheit nicht nach.

Es ist gerade diese Dumm- und Dumpfheit, die einen dazu verleitet, die Brisanz des Aktenmaterials im Rückblick zu relativieren, vielleicht gar zu unterschätzen. Allzu leicht neigt man heute zu nachgetragener Überheblichkeit, ohne zu bedenken, wie arg man sich damals damit verhoben hätte. Wie man Ironie einsetzt, ohne den Fakten und Akten die Schärfe zu nehmen, demonstrierten Matthias Pelger und Anton Sterbling mit ihrer Zeitzeugenschaft als unmittelbar „operativ Behandelte“ und gerade deshalb befugt, zu sagen, wie man mit den immer neu auftauchenden Altlasten umzugehen hat. Hannelore Baier geht dabei entschlossen an die Grenzen historisch-journalistischer Leistungsfähigkeit, dorthin, wo die möglichst objektiv recherchierten und referierten Fakten jegliches literarische Vorstellungsvermögen zu überholen drohen. Man versuche sich trotzdem vorzustellen: Die rumänische Securitate bastelt aus den Bewußtseinsgerippen von in der Haft gebrochenen Jugendlichen einen Schwarze-Kirche-Kasus in Kronstadt, der in Moskau als Anschauungsmaterial bei der Tschekistenausbildung im Zeichen der „internationalen Solidarität der Arbeiterklasse“ eingesetzt werden soll.

Stefan Sienerth hat in der Giftmülldeponie einen Brunnen gegraben, und der sprudelt so unerquicklich, daß es schon einiges selbstlosen Forscherdranges bedarf, sich seinen Dünsten auszusetzen. Mit seinem Kollegen Peter Motzan vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas München verfolgt er die Spuren der Verfolger in den CNSAS-Akten rumäniendeutscher Schriftsteller, gemeinsam haben sie den Schriftstellerprozeß von 1959 in einem umfangreichen Buch aufgearbeitet, und gemeinsam machen sie sich Mut zur Wahrheit und zur Einsicht in das, was die Securitate Persönlichkeiten anzuhaben vermochte, deren literarische Arbeit ihnen beiden und



Oskar Pastior

manch andern ein Germanistenleben lang Gegenstand nicht nur der Forschung, sondern von Fall zu Fall auch der Bewunderung war.

Noch vor der Tagung in Jena war es durch die Presse gegangen: Oskar Pastior, der deutsche Dichter aus Siebenbürgen, der 2006 einige Tage vor der geplanten Verleihung des Büchner-Preises starb, der nicht nur in seinem Werk, sondern auch in Herta Müllers Roman „Atemschaukel“ ein Nachleben hat, wie man es ihm wünschte, dieser Oskar Pastior ist gezwungen worden, sich zur Arbeit für die Securitate zu verpflichten, und ist dieser Verpflichtung auch in zumindest einem Fall nachgekommen. Sienerth weiß um das Erregungspotential seines Themas, er weiß um die Notwendigkeit, durchzustehen, was Oskar Pastior nicht mehr hat erleben müssen, weil er in etwa weiß, was der seinerzeit hat erleben müssen.

So wurde es schließlich Nacht auf der Tagung, ihr Ende ist nicht abzusehen, und viel wird sein, wenn manche trotz alledem und trotz allem, was noch kommen mag, mit Michael Markel etwas von der „Genugtuung“ zu teilen vermögen, daß es doch „ein Gerades ... noch“ gegeben hat und gibt, eine Genugtuung, die „schwerer wiegt als ein Blick zurück im Zorn“.

Georg Aescht (KK)

Eiserne Frömmigkeit

In Danzig-Oliva versuchen Fachleute, allen Facetten der Geschichte des Deutschen Ordens gerecht zu werden

Eine internationale Tagung über „Die ‚cura animarum‘ (Seelsorge) im mittelalterlichen Deutschordensland“ fand vom 6. bis zum 9. September 2010 im Kloster der heiligen Birgitta in Danzig-Oliva/Gdansk-Oliwa statt, zum ersten Mal im ehemaligen Westpreußen, wie der Vorsitzende des veranstaltenden Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e. V. mit Sitz in Regensburg, Msgr. Dr. Paul Mai, in seiner Begrüßung der rund 40 Teilnehmer betonte. Diesmal wollte man bei der Wahl des Tagungsortes den einstigen Schauplätzen der Geschichte des mittelalterlichen Deutschen Ordens nahe sein, angestoßen auch durch die Feier des 800jährigen Bestehens der Deutschordens-Komturei Regensburg. Von den zwölf auf die Geschichte des Deutschen Ordens im Mittelalter spezialisierten Referentinnen und Referenten stammten sechs aus der Bundesrepublik Deutschland, fünf aus Polen und eine aus Schweden.

Die Geschichte des Deutschen Ordens und des Ordenslandes Preußen wurde in den letzten Jahrzehnten intensiv von deutscher und polnischer Seite erforscht. Der Aspekt der Seelsorge in diesem geistlichen Ritterstaat vom 13. bis zum 15. Jahrhundert wurde bisher allerdings übersehen bzw. ausgeklammert. Auf dieses Forschungsdefizit machte der Moderator der Tagung, Prof. Dr. Stefan Samerski (Universität München), in seiner Einführung aufmerksam. Auf den Aspekt der interdisziplinären Herangehensweise an das Phänomen „Seelsorge“ sei besonderer Wert gelegt worden. In einem Dutzend Vorträgen suchten die Referenten Antworten auf die Fragen zu geben: Wer betrieb die Seelsorge im Deutschordensstaat? Waren es die Deutschordenspriester alleine oder holten sie andere Orden, etwa die Bettelorden, zu Hilfe? Gab es eine spe-

zifische Art der Deutschordensseelsorge? Wie war das Verhältnis zwischen Bistumsorganisation und Deutschordensstaat? Welche Heiligen wurden im Deutschen Orden besonders verehrt?

Eine Grundlage der Betrachtung lieferte Prof. Dr. Arno Mentzel-Reuters (München) mit seinem Vortrag „Der Deutsche Orden als geistlicher Orden“. Ausgehend von den Ordensstatuten, konnte Mentzel-Reuters für die Ordenswirklichkeit feststellen: Anders als der Templerorden war der Deutsche Orden nicht nur auf die militärische Sicherung des Heiligen Landes verpflichtet, sondern verstand sich als seelsorgerische Institution und betreute darum nach dem Abzug aus Palästina europaweit Hospitäler, Schulen und sogar Frauenkonvente. Die Thematik erschloß mit anderem Akzent Prof. Dr. Roman Czaja (Thorn/Torun) in seinem Vortrag „Die Identität des Deutschen Ordens in Preußen“: Er legte dar, daß zum Selbstverständnis des Deutschen Ordens die Idee des Heidenkampfes, der Kreuzzugsgedanke, dazu eine Frömmigkeit mit besonderer Verehrung des Kreuzes, des heiligen Georg, der heiligen Elisabeth und der Muttergottes sowie das Bewußtsein, Landesherrn zu sein, gehörte.

Die „Bistümer im Ordensland Preußen“ beleuchtete Dr. Radoslaw Biskup (Thorn/Torun): 1243 nämlich waren die vier Bistümer Kulm, Pomesanien, Samland und Ermeland im Deutschordensstaat errichtet worden. Verwaltungsmäßig wurde jede Diözese in drei Teile geteilt: Zwei Drittel blieben unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, und ein Drittel wurde durch den Bischof und sein Domkapitel verwaltet. Bei den Bischofsbesetzungen konnte der Hochmeister des Deutschen Ordens einen besonderen Einfluß ausüben und auch Kandidaten außerhalb der Domkapitel benennen.



Ein schicklicher Ort, Rittertum und Christentum zusammenzudenken: die Tagungsteilnehmer vor dem Birgittenkloster in Danzig-Oliva

Bild: der Autor

Zwei Referenten aus Polen behandelten den Einsatz und die Verbreitung der Bettelorden im Deutschordensland Preußen: Dr. Rafal Kubicki (Danzig/Gdansk) gab einen Überblick über die Rolle der Bettelorden im Ordensland Preußen vom 13. bis zum 15. Jahrhundert insgesamt, während Dr. Piotr Olinski (Thorn/Torun) die Franziskaner und ihre Aktivitäten im Deutschordensland im 13. Jahrhundert in besonderer Weise herausstellte. Die Bettelorden wurden an der Mission der Prussen im 13. Jahrhundert beteiligt, betreuten das Bürgertum seelsorglich besonders in den Städten (Zünfte), aber auch auf dem Lande, errichteten Klosterschulen mit Bibliotheken und gehörten zur intellektuellen Elite des Deutschordensstaates. Dominikaner standen auch im Dienst der Inquisition in Preußen.

Der Frage nach einer eigenen Deutschordensliteratur gingen zwei Literaturwissenschaftler nach: Prof. Dr. Edith Feistner (Regensburg) äußerte sich zur „Katechese der Ritterbrüder in den Anfängen des Deutschordensstaates: Bibeldichtungen als Fallbeispiele“. Untersucht wurden drei Bibeldichtungen des 13. Jahrhunderts und fünf

Bibeldichtungen des 14. Jahrhunderts. Die literarische Analyse ergebe – so Feistner – im Hinblick auf Verfasser, Adressatenkreis, Kommunikationssituation und das Verhältnis zwischen Literalsinn und Exegese ein sehr verschiedenartiges Bild. Es könne daraus nicht auf den Deutschen Orden als Auftraggeber oder ein Deutschordensmitglied als Verfasser geschlossen werden. Auch lasse die Überlieferung in Sammelhandschriften im Deutschordens-Kontext keineswegs – wie früher behauptet – auf eine planvoll angelegte „Deutschordensdichtung“ schließen.

In Ergänzung dazu widmete Dr. Michael Neecke (Regensburg) der „Judith von 1254“, dem ältesten Werk der sogenannten Deutschordensliteratur, eine besondere Betrachtung. Neecke schloß sich der Auffassung Helmut de Boors von 1962 an, der eine primäre Produktion innerhalb des Ordens bestritt und stattdessen ein Verhältnis sekundärer Aneignung behauptete. Gegenüber den Behauptungen einer „gewalttätigen Neudeutung“, eines „radikalen Redaktors“ und einer „verstümmelten Fassung“ (Henrike Lähnemann) vertritt Neecke die Ansicht, daß die Neuaus-

richtung der „Judith“-Dichtung im Deutschen Orden als Aktualisierung des in den Ordensstatuten vorgesehenen Musters zu verstehen sei, alle Handlungsfelder des Ordens seiner militärischen Ausrichtung unterzuordnen.

Ein Vortrag mit farbenprächtigen Fotos über die „Architektur der Kirchen im Deutschordensland Preußen“ von Prof. Dr. Christofer Herrmann (Allenstein/Olsztyn) erschloß die meist aus dem typischen roten Backstein gebauten Gotteshäuser als Räume, in denen die Seelsorge des Mittelalters ausgeübt wurde. Der Vortrag war zugleich Vorbereitung auf eine ganztägige Busexkursion unter Leitung von Tagungsmoderator Samerski, bei der zunächst die Bettelordenskirchen St. Josef (Karmeliten), St. Nicolai (Dominikaner) und St. Trinitatis (Franziskaner) in Danzig und dann die Marienburg besichtigt wurden. Als weiterer Brennpunkt der Deutschordensgeschichte wurde der vormalige Dom in Marienwerder aufgesucht. Die Pfarrkirche Großmontau, die Heimatkirche der heiligen Dorothea von Montau, bildete den Abschluß der Tagesfahrt.

Der besonderen Spiritualität des Deutschen Ordens suchte sich die Tagung auch durch Vorträge zu den im Orden besonders verehrten Heiligen anzunähern. Zu ihnen zählt gerade auch Dorothea von Montau: Prof. Samerski ging auf die Lebensgeschichte dieser Reklusin und Mystikerin ein und entfaltete ihre Kultgeschichte vom Mittelalter bis heute. Auf Betreiben ihres geistlichen Seelenführers und Beichtvaters, des Domdekans Johannes von Marienwerder, reichten der Hochmeister, die Bischöfe und Domkapitel Preußens, Pfarrer und Doktoren bereits 1495 in Rom den Antrag auf Kanonisation ein. Dorothea sollte zur Heiligen des Deutschen Ordens wie auch des Deutschordenslandes erklärt werden. Das Verfahren wurde dann jedoch durch das Große abendländische Schisma und die Niederlage des Deutschen Ordens in der Schlacht bei Tannenberg 1410 zum Erliegen gebracht. Der Kult wurde in Preußen weiterhin gefördert. Flüchtlinge und Heimatvertriebene

aus Ermland und Danzig, zusammengeschlossen im 1950 gegründeten Dorotheenbund, verehrten Dorothea als Patronin ihrer verlorenen Heimat. Die Heiligsprechung der Dorothea von Montau erfolgte schließlich durch Papst Paul VI. am 9. Januar 1976. Der lang angestrebten Anerkennung Dorotheas als weiterer Schutzpatronin des Deutschen Ordens war damit Erfolg beschieden. Im ordenseigenen Proprium von 2002 hat sie nun denn auch ihr eigenes Offizium gefunden, so Samerski.

Die spannungsgeladene Verehrungsgeschichte der Gottesmutter Maria, der Patronin des Deutschen Ordens wie auch des polnischen Volkes, zeigte Dr. Cornelia Hess (Stockholm) sehr eindrucksvoll auf. Maria erwählte sich der Deutsche Orden als Schutzheilige, und zwar in der Form der gekrönten Maria, als „regina coeli“ („Himmelskönigin“). Die Benennung des Hochmeistersitzes als Marienburg, die Auswahl des Marienpatroziniums für die Burgkapelle, die riesige Darstellung der gekrönten und ein Zepter tragenden Maria an der Außenwand des Ostchors der Kapelle der Marienburg, die Darstellung Mariens im Hochmeistersiegel, die besondere Betonung der Marienfeste im liturgischen Kalender, die Bezeichnung der Deutschordensritter als „Marienritter“, all das zeigt die Doppelfunktion von politischer Repräsentation und privater Devotion. Gleichzeitig wurde Maria als beliebteste Heilige des Mittelalters bei der Bevölkerung des Preußenlandes stark verehrt, wie Marienwallfahrtsorte in den Bistümern Kulm, Pomesanien, Ermland, Pommellen und Kamin belegen.

Den Bogen der Frömmigkeitsgeschichte schloß Prof. Dr. Klaus Militzer (Köln) mit seinen Ausführungen über „Die verzögerten Wirkungen der Bruderschaften im Osten im Mittelalter“. Er zog Parallelen zu den Bruderschaften vor allem in Köln. Die Verbreitung von Bruderschaften im Osten sei weitgehend unerforscht, auch wegen der Vernichtung des meisten Quellenmaterials.

Insgesamt äußerten sich die Tagungsteilnehmer sehr zufrieden über die vorgetragenen Forschungsergebnisse, die neue Einblicke in das Selbstverständnis und die Frömmigkeitsgeschichte des Deutschen Ordens erbracht haben. Freilich blieben auch einige Fragen, z. B. zur konkreten Rolle der Deutschordenspriester als Seelsorger in

den einzelnen Jahrhunderten, offen. Hier muß die Forschung weiter vorangetrieben werden. Begeistert waren die Tagungsgäste vom Birgittenkloster als Tagungshaus in Danzig-Oliva, das nach einer Restaurierung der Gebäude im klassizistischen Stil einen edlen Rahmen für derartige Veranstaltungen bietet. *Werner Chrobak (KK)*

Die Notwendigkeit der Wahrheit

Der Bund der Vertriebenen begeht den Tag der Heimat in Berlin mit der Gelassenheit, die man seinen Gegnern wünschte

„An das Leid durch Flucht und Vertreibung zu erinnern und dies als Teil der Geschichte wahrzunehmen, ohne jemals Ursache und Wirkung zu verkennen oder die Augen vor dem unvergleichbaren Leid anderer zu verschließen, ist Auftrag und Aufgabe für uns alle“, schrieb Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrem Grußwort zum Tag der Heimat 2010 an Erika Steinbach. Zwischen den Zeilen liest man einen Nachklang zum Streit in der Fraktionssitzung der CDU zwei Tage vorher. Natürlich war er das Gesprächsthema des Tages. In den Medien wurde daher mehr kommentiert als direkt über die Feierstunde im Internationalen Congress Centrum Berlin berichtet. Hämisches merkte der Berliner „Tagesspiegel“ an, „ein paar hundert Verbandsmitglieder“ hätten mit Frau Steinbach gefeiert, und der Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ meinte eine sich überschlagende Stimme der BdV-Verbandspräsidentin gehört zu haben.

Die Realität war: Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, das „geistliche Wort“ zu Beginn des zweieinhalbstündigen Festakts sprach der neue katholische Vertriebenenbischof Dr. Reinhard Hauke aus Erfurt, erstmals war die Landtagspräsidentin aus Bayern Barbara Stamm erschienen, SPD und Grüne schnitten die eindrucksvol-

le Veranstaltung. Erika Steinbach sprach selbstbewußt und souverän und zeichnete – nach Otto Schily im vergangenen Jahr – diesmal in Anwesenheit des rumänischen Botschafters den so erfolgreichen Oberbürgermeister Klaus Johannis von Hermannstadt/Sibiu mit der Ehrenplakette des BdV aus: „Johannis genießt als Bürgermeister das Vertrauen sowohl der Rumänen als auch der deutschen und ungarischen Minderheit in Hermannstadt. Er hat sich herausragende Verdienste um die Völkerverständigung erworben und ist ein wirklicher Brücken-

Kann aus Gegensätzen ein Gesamtkunstwerk werden? Rudolf Halaczinsky: Dunkelheit und strahlendes Licht Bild: siehe S. 20



bauer in einem zusammenwachsenden Europa.“

Wie Papst Benedikt XVI. in seinem schriftlichen Grußwort an die Notwendigkeit der Wahrheit erinnerte, so griff Weihbischof Hauke den Gedanken auf: „Ohne Wahrheit gibt es Geschichten, aber keine Geschichte.“ Stehend gedachte das Plenum aller früheren und gegenwärtigen Opfer von Vertreibung. Hauke: Es geht um eine würdige Gedenkstätte.

Erika Steinbach würdigte die „Charta der Heimatvertriebenen“, setzte sich erneut für den 5. August als nationalen Gedenktag ein und hielt fest: „In allen Nachbarländern wer-

den seit Jahren an vielen Orten Erinnerungsstätten für ermordete Deutsche errichtet.“ Sinngemäß sagte sie, die Angriffe auf Vorstandsmitglieder des BdV hätten doch nur das Ziel, das „Zentrum gegen Vertreibungen“ zu verhindern.

Festredner Horst Seehofer, Ministerpräsident des Freistaates Bayern, dankte für die demokratische Grundhaltung der Vertriebenen. „Spätaussiedler sind keine Asylbewerber.“ Er bekräftigte, daß seine Regierung weiterhin an der Seite der Vertriebenen stehen werde, denn „sie haben einen Anspruch darauf, mit ihrem Schmerz nicht allein gelassen zu werden“. *Norbert Matern (KK)*

Unbehauste Heimatstuben

Angebot des Hauses Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren die meisten der durch Flucht und Vertreibung aus Schlesien nach Westdeutschland gekommenen Deutschen gezwungen, sich hier mühevoll eine neue Existenz aufzubauen. Schon in der frühen Nachkriegszeit haben einige von ihnen mit großem Engagement begonnen, Schätze der Erinnerung an ihre Heimat zusammenzutragen. So entstanden im Laufe der Jahre mehr als siebzig schlesische Heimatstuben und -sammlungen in unterschiedlicher Größe und Form. In vielen Fällen beherbergen sie wertvolle und bedeutende Objekte wie z. B. antiquarische Folianten oder Gemälde.

Dienten diese schlesischen Heimatsammlungen zunächst vorrangig als soziale Treffpunkte, so erhielten viele allmählich den Charakter musealer Einrichtungen, in denen die Erinnerung an die jeweilige Herkunftsregion dokumentiert und gepflegt wird. Nach der Wiedervereinigung 1990 entstanden in den neuen Bundesländern ähnliche Einrichtun-

gen. Oft ging die Gründung einer solchen Sammlung einher mit der Übernahme der Patenschaft einer westdeutschen Stadt für einen Ort in Schlesien; daraus entwickelten sich in den letzten Jahrzehnten häufig Partnerschaften mit den nunmehr polnischen Kommunen. In vielen Fällen stellten die westdeutschen Städte kostenlos Räume für die Präsentation der Sammlungen zur Verfügung.

Das Altern der Verantwortlichen und der Zeitzeugen stellt die schlesischen Heimatstuben und -sammlungen in Deutschland vor große Probleme: Da die Sammlungen ehrenamtlich betrieben werden, gibt es nicht immer aktive Nachfolger. Dazu kommt öfter, daß die Kommunen wegen abnehmender Besucherzahlen und eigener finanzieller Engpässe die den Schlesiern überlassenen Räume nicht länger zur Verfügung stellen wollen.

Hier muß Abhilfe geschaffen werden, damit wertvolles schlesisches Kulturgut nicht ver-



Einladende Anlaufstelle: Haus Schlesien im Siebengebirge Bild: Dieter Göllner

lorengel. Auf Initiative von Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott wurde deshalb durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien das Projekt „Schlesische Heimatsammlungen“ eingerichtet. Es ist dort seit dem 1. Juni 2010 angesiedelt, mit der Historikerin Dorothee Herbert besetzt und in die gewachsenen Strukturen des Hauses integriert.

Das Kultur- und Bildungszentrum Haus Schlesien mit seinem landeskundlichen Museum ist aus dem ehrenamtlichen Engagement zahlreicher Schlesier entstanden. Solcher Einsatz ist auch weiterhin ein tragender Bestandteil der Arbeit in Sammlung und Forschung und bei vielen anderen Aufgaben. Hier arbeiten Frauen und Männer aus Liebe zur Sache freiwillig Hand in Hand mit den Fachleuten der verschiedenen Abteilungen. Sie helfen in Museum, Bibliothek und Archiv, bei Forschungsprojekten, Ausstellungsvorbereitung, -aufbau und -eröffnung, bei Diskussions- und Großveranstaltungen. Die Projektstelle ist eng mit diesen Strukturen vernetzt.

Grundidee des Projektes ist, den Betreibern der Heimatstuben und -sammlungen Beratung und Hilfe zur Erhaltung ihrer Einrichtungen und zur Bewahrung der jeweiligen Sammlungsgüter anzubieten. Denn ebenso vielfältig wie die unterschiedlichen regionalen Bezüge, die thematischen Ausrichtungen und die räumliche Ausgestaltung der einzelnen Heimatstuben sind neben den genannten Grundproblemen auch die individuellen

Fragen, vor denen die Betreiber stehen. Hier kann im Rahmen des Projektes konkrete Hilfe bei der Sichtung, Archivierung und Inventarisierung vor Ort angeboten und geleistet werden, auch zu eher alltäglichen Problemen wie dem behutsamen konservatorischen Umgang mit historischen Dokumenten, Fotografien oder Textilien oder der Pflege besonders empfindlicher Exponate.

Gemeinsam kann nach praktikablen, auf die Bedürfnisse des jeweiligen Heimatstuben-Betreibers und den Charakter der Sammlung zugeschnittenen Lösungen gesucht werden. Nach der Kontaktaufnahme mit Dorothee Herbert (unter der Telefonnummer 0 22 44 / 88 62 34 oder herbert@hausschlesien.de) können individuell Besuchstermine für die Hilfe vor Ort vereinbart, Konzepte für die Lösung der jeweiligen Probleme erarbeitet und spezielle Fragen beantwortet werden.

Neben der Arbeit in den Heimatstuben selbst liegt ein weiterer Schwerpunkt dieses Angebots auf der Schaffung neuer Perspektiven für eine stärkere öffentliche Wahrnehmung der Heimatsammlungen. Hier ist zunächst an die Verstärkung des Kontaktes und der Kommunikation zwischen den Sammlungsbetreibern und den jeweiligen Kommunen, aber auch den örtlichen Bildungsträgern wie z.B. Schulen und Volkshochschulen gedacht. Ein gutes Beispiel für die Zusammenarbeit einer regionalen schlesischen Sammlung und der Kommune ist die in Essen ansässige Hindenburger Heimat Sammlung „Kultur- und Erinnerungsstätte Hindenburg OS gestern – Zabrze heute“. Sie wurde erfolgreich in das dortige Stadtmuseum integriert. In Neuss, wo die Ostdeutsche Landsmannschaft mehrere Regionen unter dem Begriff „Ostdeutsche Heimatstube“ unter einem Dach ansiedeln konnte, wird aktiv für die Heimatstube geworben. Hier finden Veranstaltungen zur Geschichte der Herkunftsregionen in verschiedener Form statt, so zum Beispiel als Gespräch zwischen Schülern und Zeitzeugen.

Für die Zukunft könnten in enger Abstimmung mit den Betreibern gezielte Maßnahmen entwickelt werden. So ist beispielsweise denkbar, eine Kombination aus Zeitzeugengespräch und Führung für Schülergruppen in einer Heimatsammlung anzubieten. Eine Möglichkeit der Werbung für Heimatsammlungen ist die Übernahme von modern präsentierten Wanderausstellungen sowohl für Heimattreffen vor Ort als auch in den jeweiligen Paten- und Partnerstädten.

Haus Schlesien veranstaltet im Herbst 2010 sowie im Frühjahr 2011 eine je zweitägige Tagung zum Thema Heimatsammlungen. Hier erhalten die Betreiber die Möglichkeit, Kenntnisse zu den Themen Inventarisierung, Dokumentation, Beschriftung, Präsentation und Vermittlung zu erwerben bzw. zu vertiefen. In praktischen Übungen am Beispiel der Sammlungen und der Ausstellungsräume im Haus Schlesien können diese Fähigkeiten

weiter ausgebaut werden. Techniken zur Archivierung historischer Dokumente, Fotografien und anderer Schrift- und Bildquellen werden in Kleingruppen praktisch geübt. Damit die Heimatsammlungen in der Öffentlichkeit stärker Beachtung finden, werden Möglichkeiten der Kooperation untereinander, mit den Kommunen, ihren Museen und anderen kulturellen Institutionen sowie mit den polnischen Partnerstädten und ihren Einrichtungen aufgezeigt.

Die Heimatstuben und -sammlungen gehören nicht nur zur Geschichte der Flüchtlinge und Vertriebenen aus Schlesien. Sie sind zugleich Teil der Geschichte und des Lebens der Orte, an denen sie entstanden sind. Auch deshalb sollten sie nach Möglichkeit im Sinne der Gründer und Betreiber dort verbleiben. Wenn aber trotz aller Bemühungen die Zukunft einer Heimatstube nicht zu sichern ist, steht Haus Schlesien zur Aufnahme bereit.

Dorothee Herbert (KK)

Schlesien lehren und lernen: Friedrich Carl Schultze-Rhonhoff

Wenn man die Daten des Lebens von Friedrich Carl Schultze-Rhonhoff durchliest, dann ist es ein Leben, das gekennzeichnet ist von der Liebe zu seiner Heimat Schlesien. Den Erhalt schlesischer Geschichte und Kultur hat er sich zur Lebensaufgabe gemacht und ist dabei sehr erfolgreich gewesen.

In Münster brachte er sich schon 1964 sehr intensiv in die Arbeit der Volkshochschule ein, die er 26 Jahre leitete, dabei wirkte er mit an der Entwicklung bildungspolitischer Leitlinien in der Erwachsenenbildung. Er veröffentlichte im Rahmen der Stadtgeschichte von Münster besonders die Geschichte der Flüchtlinge und Vertriebenen in Münster seit 1945, schrieb über Münster und seine Partnerstädte und dokumentierte die Geschichte der Juden in Münster.

Sein Schwerpunkt aber lag in der ostdeut-

schen Kulturarbeit, wo er neue Wege für die Erwachsenenbildung entwickelte und die Thematik einheimischen Bürgern nahebrachte. Im Landesbeirat Nordrhein-Westfalen war er seit 1975 für zwei Jahrzehnte Vorsitzender des für die ostdeutsche Kulturarbeit wichtigen Kulturausschusses.

Seit 1982 war Friedrich Carl Schultze-Rhonhoff 22 Jahre lang Vorstandsvorsitzender der Stiftung Schlesien und bestimmte in dieser Zeit das Angebot der Stiftung.

Für diese Arbeit erhielt er hohe Ehrungen. Ihm wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande und das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen, der BdV ehrte ihn mit der Ernst-Moritz-Arndt-Plakette und die Landsmannschaft Schlesien mit dem Schlesierschild, ihrer höchsten Auszeichnung.

Jutta Graeve (KK)

Bücher und Medien

Was leistete sich und was leistete der Adel?

Adel in Schlesien. Oldenbourg, München 2010. 2 Bde. im Schuber, 128 Euro (Schriften des Bundesinstituts für Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 36 und 37); Band 1 hg. von Jan Harasimowicz und Matthias Weber, 587 S., 59,80 Euro; Band 2 hg. von Joachim Bahlke und Wojciech Mrowicz, 840 S., 89,80 Euro

Zahlreiche mitteleuropäische Regionen beziehen Identität, touristische Bedeutung und damit Selbstbewußtsein nach innen und außen über ihre Burgen und Schlösser. Ob nun im „Schlösserland Sachsen“ oder bei den werblichen Aussagen in allen tschechischen Regionen, stets sind es einstiges mittelalterliches Rittertum oder geschmackvolle Ausstattungen von Renaissance bis Historismus, die uns heute beim Besuch beeindrucken.

Hinterlassen hat das alles der bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges große Ländereien besitzende Adel. Es gibt die Zerrbilder vom ostelbischen Junkertum und dessen Rittergütern. Politisch wurde dem Adel pauschal Rückständigkeit nachgesagt, gesellschaftlich scheint sein Verhalten abgehoben, selbstgefällig, eigensinnig bis eigennützig oder gar ausbeuterisch. Natürlich stimmt von all dem gesamtheitlich wenig. Es braucht differenzierte Betrachtungen, und darum lohnt es sich, genauer hinzusehen. Erstaunlicherweise hat auch mehr als ein halbes Jahrhundert später, seitdem die Guts herrschaften aufgelöst wurden, das Überblickswissen kaum zugenommen. Bei Führungen in erhaltenen Schlössern werden die Besitzgeschichte der Geschlechter und die Namen planender Architekten oder gestal-

tender Kunsthandwerker aufgezählt. In anderen adelsgeprägten Landschaften wie Schlesien werden aus einigen Ruinen wieder äußerlich glänzende Repräsentationsbauten. Doch es fehlt die einstige Einheit mit der gestalteten Landschaft auf landwirtschaftlicher Grundlage. Der Torso allein macht keine Vorstellung des Ganzen.

Die Wissenschaft wendet sich immer wieder neuen Fragestellungen zu. Die Aufhebung der staatlich verordneten Sichtachsen mit dem Ende des Kommunismus/Sozialismus vor zwei Jahrzehnten ließ zuerst in Mitteldeutschland neuere Betrachtungen zu den Gutsherren gesellschaften aufkommen. Zaghaft wenden sich auch die geisteswissenschaftlichen Lehrstühle in den sogenannten MOE-Staaten diesen Aspekten zu. Viele Hindernisse liegen in der uneinheitlichen Quellenbasis oder den zeitintensiven, mühseligen Grundlagenforschungen, wenn es gilt, Gutsarchive in Handschrift (gegebenenfalls Sütterlin) zu bearbeiten.

Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) fördert ein mehrjähriges interdisziplinäres und grenzüberschreitendes Projekt zur Erforschung des schlesischen Adels. Auf deutscher Seite wirken das dem BKM zugeordnete Bundesinstitut in Oldenburg und Historiker der Universitäten Stuttgart und Passau mit, polnischerseits ist die Kunstgeschichte der Universität Breslau besonders aktiv. Die Komplexität wird in einigen repräsentativen Querschnitten zu vertieften Darstellungen führen. Das bedeutet auch das Eingeständnis, daß die Rolle der Elite während fast 1000 Jahren und in einem Land ohne feste Grenze und mit wechselnder innerer Verfassung so nicht zu bestimmen sein wird. Doch ein Anfang ist gemacht.

Nachdem das internationale Forschungs-

projekt 2005 begann, sollte eine Fachtagung in Breslau 2006 eine frühe Zwischenbilanz bringen. Das politische Grußwort zum Konferenzband stammt vom Herbst 2008. Die letztlich zwei voluminösen Druckwerke kamen dann im Frühjahr 2010 auf den Markt. Es dauerte also lange von der Theorie über die Vermittlung zum breiteren Ertrag. Der ist nun mit fast anderthalbtausend Seiten bei sechs Pfund gewichtig. Dagegen enttäuschen erst einmal die leider wenigen und vergleichsweise unprofessionellen Abbildungen sowie die wenig praxistaugliche Paperbackausführung mit Klebebindung. Diese Bewertung gilt besonders in Anbetracht des hohen Preises, der die Verbreitung behindern wird.

Band 1 ist mit 22 Aufsätzen gefüllt, die zum Komplex „Herrschaft – Kultur – Selbstdarstellung“ gehören. Band 2 beinhaltet ein Repertorium, ist also ein Nachschlagewerk und eine Zustandsbeschreibung unter der Überschrift „Forschungsperspektiven – Quellenkunde – Bibliographie“. Die Bestandsanalyse von 36 Archiven, Bibliotheken und Museen in Deutschland, Tschechien und Polen zeigt zu viele Defizite in der bisherigen Behandlung und sich wiederholende Wunschvorstellungen für bessere Bestandsnachweise, als daß dies die Forschung wirklich erleichterte. Die fast 4000 Positionen umfassende Auswahlbibliographie gründet auf einer akribischen Auswertung vieler in- und ausländischer Zeitschriften, wobei adlige Namen an sich noch keine Erkenntnis bieten und so manche gliedernde Zuordnung eher Verwirrung stiftet. Es stellt sich auch wieder die grundsätzliche Frage, ob solche Übersichten in einer ersten Phase nicht eher im Internet zu veröffentlichen und fortzuschreiben wären, als kostspielig in Druckform zu erscheinen.

Die Geschichte von Schlesiens Adel ist vielfältig, wohin man auch blickt. Da gibt es konfessionelle und wirtschaftliche Unterschiede. Manche Geschlechter haben lange auf ein und denselben Gütern gewirtschaftet, und da ist Grundherrschaft ganz eng mit der

Territorialgeschichte verbunden. Wie kam es dagegen in anderen Familien zu häufigen Güterverkäufen und Besitzwechseln? Wie verhielt sich der Adel in den großen Veränderungen der Landesgeschichte, sei es im Dreißigjährigen Krieg, beim Herrschaftswechsel Habsburg/Preußen, der Säkularisation geistlichen Grundbesitzes und der Bauernbefreiung oder der Industrialisierung? Wie sah das eher unspektakuläre landständische Wirken in Friedenszeiten aus? Was leistete sich der Adel, und was leistete er als Landeselite? Wie waren die Adelsbibliotheken beschaffen, und was gab es für Sammlungsschwerpunkte? So manigfach die Fragen, so unterschiedlich die Herangehensweise der Autoren auf der Tagung und ihre Erkenntnistiefe im Tagungsband. Die Zahl qualifizierter Referenten ist überschaubar. Sie stammen vielfach von den beteiligten Hochschulen oder haben für ihren Hochschulabschluß zu einer Spezialfrage gearbeitet.

Einige Male werden Grabdenkmäler betrachtet und als aussagekräftige Quellen genutzt. Tatsächlich begegnet man dem überwiegend protestantischen landständigen Adel Niederschlesiens zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg auf mehr als 1000 erhaltenen Grabplatten. Die Beziehungsgeschichte (Sektion II) fällt etwas theoretisch aus. Hier wird in sechs Beiträgen versucht, die Außenwirkung nachzuzeichnen und umgekehrt äußere Einwirkungen auf Schlesien zu orten.

Etwas dürrig fällt Sektion III zu Politik, Wirtschaft und Verwaltung mit vier Beiträgen aus. Mit der letzten Sektion, „Bildung und Mäzenatentum“, sind sicherlich viele Assoziationen verbunden. Auch diese Beiträge müssen sich nach Raum und Zeit beschränken. Geht man allein den Adelsresidenzen nach, hat man schon Stoff für viele Tagungen. Betrachtet man die Adelsbibliotheken, so verzehrt man sich leichter in der Verlustgeschichte, als zur Substanz vorzudringen. Und doch sind es die neuen Fragestellungen, die bei allen Verlusten dennoch Aussa-

gen und teilweise auch Rekonstruktionen zulassen. Forschung ist eben handfest und methodisch mehr als nur eine staunende Außensicht.

Damit bieten die Beiträge eben doch stets neue, spannende und anregende Einblicke, die man weiter vertieft sehen möchte. Das ist überhaupt das durchgängige Kennzeichen und die zentrale Einschätzung: Schlesiens Adelsgeschichte ist integraler Baustein zum Verständnis schlesischer Kunst, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Mit den beiden Bänden wird dazu ein Einstieg geboten.

Stephan Kaiser (KK)

Hauptstadt polnischer Kultur, Hauptstätte deutscher Unkultur

Dieter Schenk: Krakauer Burg. Die Machtzentrale des Generalgouverneurs Hans Frank 1939–1945. Christoph Links Verlag, Berlin 2010, 29,90 Euro

Am 1. September 1939 um 4.50 Uhr teilte der Kommandant des polnischen Munitionsdepots auf der Westerplatte bei Danzig dem Kommando der Kriegsmarine in Gdingen/Gdynia mit: „Um 4 Uhr 45 hat der Panzerkreuzer ‚Schleswig-Holstein‘ das Feuer gegen die Westerplatte aus allen Rohren eröffnet. Die Beschießung dauert noch an.“ Damit begann der Zweite Weltkrieg, an dessen Ende rund 50 Millionen Tote zu beklagen waren. Das erste Opfer der bewaffneten Landnahme war Polen, das aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes von den Deutschen und den Sowjets entlang einer definierten Linie geteilt wurde. Für die Besetzten, Polen und Juden, begann eine Leidenszeit, die erst im Jahr 1945 ein Ende hatte. Es ist zwar nicht auszublenden, aber über das Leid der pol-

nischen Juden soll hier weniger geredet werden. Vielmehr geht es um die Terrorherrschaft der Nazis über Polen als Staat bzw. was davon übrig war. Organisiert wurden der Terror und die Ausbeutung Polens nicht aus Polens Hauptstadt Warschau, sondern von Krakau aus. Damit sollte dem zu erwartenden Widerstand Polens einerseits die Spitze genommen werden, andererseits war es als demütigende Geste zu verstehen. Das ‚Generalgouvernement‘ genannte besetzte westpolnische Gebiet wurde vom ‚Generalgouverneur‘ Hans Frank regiert. Und wie!

Dieter Schenk, pensionierter Kriminaldirektor und seit 1993 als Forscher in NS-Angelegenheiten in Polen renommiert (z.B. legte er 2006 eine Biographie über Hans Frank vor, 2007 folgte eine Studie über den Lemberger Professorenmord), hat nun ein Buch über die Krakauer Burg, die Machtzentrale des Generalgouverneurs, vorgelegt. Zwar ist es so abwegig nicht, Krakau als Polens heimliche Hauptstadt zu bezeichnen, schließlich war es auch zeitweise die polnische Hauptstadt, außerdem sind alle polnischen Könige in der Gruft der Kathedrale auf dem Wawel bestattet, ebenso sowie der jüngst bei einem Flugzeugabsturz getötete Staatspräsident Lech Kaczyński.

Dem prunk- und karrieresüchtigen Hans Frank kam der Wawel als Regierungssitz durchaus gelegen. In den Räumen, die rücksichtslos nach seinen Vorstellungen umgemodelt wurden, empfing er NS- und den Nazis genehme Prominenz zahlreich zu ausschweifenden Galadineren und anderen pompösen Festen. Sehr bald geisterte der Spitzname „König von Polen“ durchs Land. Auch hing ihm der Spruch an: „Im Westen liegt Frankreich, im Osten wird Frank reich.“ Damit ist die eine Seite des hemmungslosen Lebemanns beschrieben. Die andere Seite läßt sich errahnen, wenn man weiß, daß er auch als „Schlächter von Polen“ bezeichnet wurde.

Die Besetzung des Wawel traf die Polen nicht ganz unvorbereitet. Der Chefkonservator,

der Architekt Adolf Szyszko-Bohusz, beantragte im Mai 1939 in Warschau Geld zur Sicherung des Schlosses im Falle eines Krieges. Es wurde ihm verweigert mit der Begründung, man habe schließlich einen Nichtangriffspakt mit Deutschland unterzeichnet. Also griff Szyszko-Bohusz auf seinen eigenen Etat zurück, ließ unter dem Ostflügel des Schlosses einen Luftschutzbunker bauen und Transportbehälter für die 136 wertvollen Tapissereien aus der Zeit des Königs Sigismund August herstellen.

Unter abenteuerlichen Umständen endete die Odyssee der Tapissereien am 13. Juli 1940 in Halifax, Kanada. Die Rückkehr dauerte etwas länger: Erst am 16. Januar 1961 kehrten die Teppiche zurück. Kanada hatte die Rückgabe verweigert mit der Begründung, man habe die Teppiche von einem freien Staat übernommen, während jetzt eine Diktatur die Rückgabe verlange. Selbst die UNO wurde eingeschaltet.

Während man im Falle dieser Tapissereien von einem glücklichen Ende sprechen kann, ist das im Falle vieler anderer Kunstgegenstände nicht der Fall, denn Hans Frank war nicht nur „Kunstkenner, Kunstliebhaber, Kunstmäzen“ (wie er selbst sich bezeichnete), sondern auch „Kunsträuber“. Er war zwar nicht der einzige Kunsträuber auf polnischem Boden – Himmler, Göring und alle anderen Chargen hielten mit, so gut es ging –, aber er war wohl der umtriebige. Gemeinsam mit dem von Göring entsandten ‚Sonderbeauftragten für die Erfassung der Kunst- und Kulturschätze im Generalgouvernement‘, Dr. Kajetan Mühlmann, plünderte er Polen systematisch aus.

Nach drei Kategorien – die erste Kategorie waren für Hitler vorgesehene Kunstwerke, die beiden anderen standen zur Verwendung des Generalgouverneurs – verkündete Frank im Herbst 1942 seine „Erfolgsbilanz: Rund 90 Prozent des gesamten Kunstbestandes des ehemaligen Polens“ seien „im Gebiet des Generalgouvernements sicher gestellt worden“.

Wer nun glaubt, damit sei Frank ausgelastet gewesen, der irrt. Daneben organisierte er die Auslöschung der Juden in Polen und Ostgalizien, versuchte den Schwarzmarkt der polnischen Bevölkerung zu unterbinden und fand immer wieder Zeit zu Besuchen von Oper, Schauspiel und Konzerten, dargeboten von Spitzenkräften aus dem Reich. Hans Pfitzner, Heinrich George, die Wiener Symphoniker gastierten – in Krakau ließ es sich als Besatzer herrlich leben. Noch am 9. Januar 1945, als die Russen vor den Toren der Stadt standen, besuchte Frank mit Gefolge ein Konzert. Es gab Schuberts „Unvollendete“. Am 17. Januar 1945 floh er aus Krakau nach Oberbayern. Im Gepäck hatte er u. a. Gemälde von Leonardo da Vinci, Rembrandt, Peter Paul Rubens, Lucas Cranach d. Ä., Jan Breughel und Albrecht Dürer. Raffaels „Bildnis eines jungen Mannes“ z. B. ist seither verschollen.

Polnischem Widerstand, der nach dem Fall von Stalingrad zunahm, wurde brutal begegnet. Dafür hatte sich der begabte Jurist Hans Frank, der sich Hitlers Protektion immer sicher sein konnte, ein eigenes Gesetz geschaffen, mit dem der Willkür Tor und Tür geöffnet waren. Krakau ist zwar das Schicksal Warschaus, die nahezu vollständige Zerstörung, erspart geblieben. Gleichwohl war die Stadt nach der Flucht der Deutschen nicht mehr die gleiche. Von den 1939 ca. 60 000 Juden in Krakau hatten etwa 4000 überlebt. Kurzfristig stieg die Zahl der Juden auf etwa 10 000. Doch Pogrome wie der in Kielce und andere sorgten dafür, daß die Zahl schnell wieder sank.

Heute ist Krakau Weltkulturerbe und wird von zahllosen Touristen besucht. Eine persönliche Anmerkung: Es gibt wohl nichts Schöneres, als auf dem Ring/Rynek zu frühstücken und dann an der Peter- und Paulskirche, der „kleinsten“ Kirche Polens – sie habe nicht einmal Platz für die zwölf Apostel, die müßten draußen stehen, heißt es scherzweise –, vorbei auf den Wawel zu gehen.

Ulrich Schmidt (KK)

Literatur und Kunst

Er kündigt nicht mehr

Der „Künder der deutschen Seele“ Hermann Stehr
findet heute kaum noch Leser

Am 11. September 1940 starb Hermann Stehr. Am 15. September wurde er auf dem Floriansberg gegenüber seiner Vaterstadt Habelschwerdt zur letzten Ruhe gebettet. Hermann Stehrs umfangreiches Werk ist bei uns nahezu vergessen worden. Nur noch eines seiner Bücher kann man heutzutage im Buchladen kaufen, die Novelle „Der Schatten“ (1905).

Das Lesepublikum von einst gibt es nicht mehr, und die jungen Leser von heute interessieren sich für andere Themen. Zum Nachlassen des Interesses an Hermann Stehr und seinem Werk trug allerdings nicht unwesentlich bei, daß man dem Dichter in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eine Nähe zum Nationalsozialismus unterstellte. Bekannt ist, daß er nach der Machtübernahme gegenüber der neuen Herrschaft keinen Widerstand leistete, sondern sich gewissermaßen anpaßte. Stehrs grundsätzliche Haltung in nationalen Fragen war schon Jahre vorher geprägt worden. Im Wilhelminischen Kaiserreich konnte er sich zeitweise als Regimekritiker verfehmt fühlen. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs identifizierte er sich mit dem Vaterland, wie es andere Dichter (z. B. Gerhart Hauptmann) auch taten. Die Wendung zum völkisch-konservativen Lager wurde ab 1930 immer deutlicher. Er beschritt seinen Weg als Nationalkonservativer.

Es war keine Überraschung, daß der Dichter den Beginn der neuen Herrschaft im Jahre 1933 mit großen Hoffnungen verfolgte. Sein Leben ging denn auch problemlos wei-

ter, und es fiel Glanz auf ihn. Der Träger der Goethe-Medaille 1932 erhielt 1933 den Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main. 1934 wurde er Ehrendoktor der Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau. Hermann Stehrs 70. Geburtstag im Jahr 1934 wurde zum Staatsakt in der Berliner Akademie der Künste. Im selben Jahr erhielt er den Adlerschild des Deutschen Reiches durch Paul von Hindenburg, den Reichspräsidenten; es war die höchste Auszeichnung, die Deutschland zu vergeben hatte. Der nationalsozialistische Kulturbetrieb feierte ihn als „Künder der deutschen Seele“ und pries ihn wegen seiner „völkischen Erdverbundenheit“.

Hermann Stehr fühlte sich durchaus geschmeichelt, entzog sich aber klugerweise weitgehend der Vereinnahmung. Im Unterschied zu den Autoren, die das Exil wählten, entschied er sich dafür, in Deutschland zu bleiben. Er widmete sich unpolitischen Themen, manchmal auch ländlichen oder geschichtlichen Gegenständen, die mit der aktuellen Ideologie nichts zu tun hatten. Wenn er sich in romantische Bereiche zurückzog, was eine Mystifizierung der Natur einschloß, begab er sich allerdings in gefährliche Nähe zur Blut-und-Boden-Dichtung des Dritten Reichs. Hermann Stehrs Epik stand in der Tradition des 19. Jahrhunderts. Man kann sein Schaffen weitgehend der „Heimatkunst“ zurechnen.

Hermann Stehr wurde am 16. Februar 1864 in Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz geboren. Als Lehrer in Pohldorf (Kreis Habelschwerdt) verdiente er anfangs sehr



„Sich selber unbegreiflich“: Hermann Stehr
Bild: Archiv

wenig Geld, doch Ehe, Kinder und erste literarische Erfolge ließen es für die Schulbehörde unumgänglich erscheinen, ihn im Jahre 1900 in den Industrieort Dittersbach bei Waldenburg zu versetzen. 1911 schied Stehr wegen eines Ohrenleidens aus dem Schuldienst aus. Nun konnte er sich ausschließlich seinen literarischen Vorhaben widmen.

Walther Rathenau und andere Freunde ermöglichten Stehr das Leben eines freien Schriftstellers. Auf diese Weise kam es im Jahre 1919 zur Übersiedlung nach Bad Warmbrunn. 1918 erschien der zweibändige Roman „Der Heiligenhof“, der ihn endgültig aus finanziellen Nöten befreite. 1926 folgte mit Unterstützung seines Mäzens, des Textilunternehmers Max Pinkus, der Umzug des Dichters mit seiner Familie nach Oberschreiberhau im Riesengebirge. Hier entstanden zahlreiche Werke. Das letzte große

Vorhaben, das Romanwerk über das „Geschlecht der Maechler“, vermochte der Autor nicht abzuschließen. Am 11. September 1940 starb er in Oberschreiberhau.

Als Hermann Stehr starb, empfand Gerhart Hauptmann große Trauer. Ihre Bekanntschaft war damals 40 Jahre alt. Eine allmähliche Entfremdung hatte sich während der NS-Zeit ergeben, obwohl Stehr weiterhin das nahegelegene Haus „Wiesenstein“ aufsuchte und auch die Korrespondenz weiterging. Gerhart Hauptmann war die Förderung Hermann Stehrs durch das Regime nicht willkommen, doch schätzte er seine dichterische Gestaltungskraft.

Schlesien war im Barock die Heimat der Mystik gewesen. Dieses mystische Grübertum, das sich bei Stehr mit düsterer Wirklichkeitserfahrung und religiösem Erlösungsverlangen verbindet, durchzieht alle seine Romane und Erzählungen. Die meisten sind in Schlesien angesiedelt. Wie Gerhart Hauptmann als Dramatiker erzählte Hermann Stehr als Epiker mit nüchternem Realismus der Sprache von Schicksalen armer, gequälter Menschen, die den Weg aus irdischer Verstrickung suchen. Im Bekennen ihrer inneren Krisen begreifen und überwinden sie ihr Schicksal, indem sie sich ihm ergeben und seine innere Notwendigkeit bejahen. Stehr gestaltete triebhaft verfangene, seelisch erkrankte und in dumpfer Ausweglosigkeit leidende Menschen, die nach Erlösung suchen. Immer blickt bei ihm die mystische Ahnung eines Jenseits hindurch.

Zum Bekenntnis seines eigenen Ringens um Gott wurde der große Roman „Der Heiligenhof“ (1918). Es ist eine Geschichte von der Selbstvergottung des Menschen und seinem Weg zu einem in der Stille der Seele versunkenen Glauben: „Wem die Welt nicht Seele wird, findet durch sie niemals zu Gott.“ Schwächer geriet seine Romantrilogie „Das Geschlecht der Maechler“. Hier wird die Geschichte einer schlesischen Familie von 1848 bis 1918 erzählt. In diesen Romanen

wandern die Menschen zwischen Tat und Traum, „sich selber unbegreiflich“.

Zwar sind Hermann Stehrs lyrische Versuche künstlerisch nur selten geglückt, als Dramatiker vermochte er noch weniger zu bieten, doch sein Gesamtwerk ist reichhaltig und groß. Die Bedeutung dieses Schaffens wurde in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr hinreichend gewürdigt. Neuere Publikationen nähren die Hoffnung, daß er wieder objektiver betrachtet wird.

Um das literarische Schaffen des Schlesi-ers voll zu würdigen, ist es notwendig, daß

der Nachlaß des Dichters ausgewertet wird. In Wangen im Allgäu gab es ein Hermann-Steher-Archiv, das mit zahlreichen ungedruckten Gedichten sowie den Vorarbeiten zu zwölf Romanen aufwarten konnte; es befindet sich heute im Literatur-Archiv Marbach am Neckar. Ein Teilnachlaß von Hermann Stehr liegt in der Handschriftenabteilung der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund. Das gesamte Archiv des Dichters sollte zusammengeführt und dann systematisch erschlossen werden.

Klaus Hildebrandt (KK)

Klangfarben, Farbklänge

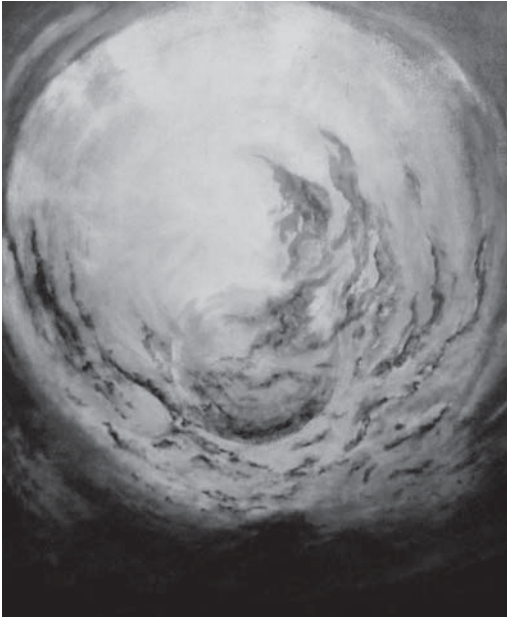
Das synästhetische Werk des Malers, Musikers und Essayisten Rudolf Halaczinsky in Düsseldorf

„Die Widersprüche sind das kontrastierende Element einer jeden Kunst, denn sie verlangen das Lot, das Ausgleichen, damit der Weg zu sich selbst gefunden werden kann. Sich selbst zu finden aber heißt, sich selbst zu verlieren, sich selbst zu vergessen.“ Das Zitat von Rudolf Halaczinsky widerspiegelt das künstlerische Credo, dem sich der Musiker und Maler verschrieben hat. Im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus ist die Ausstellung „Beziehungen. Bild und Klang – Dem Wesen des Schöpferischen auf der Spur“ mit ausgewählten Ölbildern und Aquarellen sowie Manuskripten und Kompositionsblättern von Halaczinsky zu sehen.

Der 1920 in Radlin-Emmagrube/Oberschlesien geborene Rudolf Halaczinsky wuchs in einer musikalisch und künstlerisch engagierten Familie auf. Die Hausmusik, die er im Elternhaus mitbekam, war der Grundstock für seine spätere Auseinandersetzung mit der Musik. Von 1930 bis 1937 besuchte er das deutsche Minderheitengymnasium in Rybnik und das humanistische Gymnasium in Oppeln. 1940 studierte er an der staatli-

chen Hochschule für Musik in Graz Klavier, Komposition und Dirigieren, wurde aber bald zum Wehrdienst einberufen. In der Nachkriegszeit war er als Korrepetitor, Kapellmeister und Hauskomponist in Augsburg tätig. Nach einem weiteren Studium an der Akademie der Tonkunst München wirkte er als Kantor der Herz-Jesu-Kirche Rheydt, als Musikerzieher in Mönchengladbach und folgte von 1971 bis 1984 einer Berufung als Dozent für Musiktheorie an die Universität Köln. Er starb im Jahre 1999 in Bensberg bei Bergisch Gladbach.

Zeitlebens war Rudolf Halaczinsky von der Musik der Spätromantik und des Impressionismus beeindruckt. Dennoch entdeckte er im Jahre 1955 durch die Zuwendung zur Malerei eine weitere Dimension künstlerischen Gestaltens. Die Vorstellung von der Landschaft als „musikerfülltem Raum“, von der Welt, „die aus dem Klang entsteht“, die Verschmelzung von Musik und Malerei wurde zu einer Leitidee seines Schaffens. Für den Künstler stand nicht die Kontinuität äußerlicher Erscheinungsform von Kunst im Sinne stilistischer Gradlinigkeit im Zentrum



Rudolf Halaczinsky: *Tönende Sonne*
Bilder (auch S. 10): der Autor

seines Schaffens. Vielmehr galt es für den Synästhetiker, ein Thema mit den Mitteln der Malerei und Musik darzustellen und damit eine tiefere Wahrnehmung zu erzielen. Als Maler gehört Rudolf Halaczinsky zu den wenigen Künstlern, deren Werke, auf ultraleichtem Spezialpapier im Original verewigt, im Raumschiff „Mir“ um die Erde kreisten.

Charakteristisch für die Musik Halaczinskys ist ihre klangliche Farbigkeit. Sein kompositorisches Schaffen – rund 100 Werke der Orchester-, Chor-, Klavier-, Kammer- und Kirchenmusik – wurde im In- und Ausland mehrfach ausgezeichnet.

In der Präsentation im Gerhart-Hauptmann-Haus sind unter anderem auch Arbeiten zu sehen, die belegen, daß der Künstler das gleiche Thema sowohl mit malerischen als auch mit musikalischen Mitteln behandelt hat. Zu den Kompositionen und Bildern, die in einer korrespondierenden Wechselwirkung entstanden sind, gehören die Poèmes „Lumière imaginaire“ und „Lumière sonnante“ für großes Orchester und Tonband sowie das Poème „Tönende Sonne“ für Klavier zum

gleichnamigen Bild und das daraus erwachsene Konzert für Klavier und Orchester. So etwa gibt es auch zu dem Orgelwerk „OM“ op. 49 eine gleichnamige Ölmalerei. Dem Bild „Nachtklang“ entsprechen die Werke op. 71 und 71a mit gleichem Titel für Kammer- bzw. großes Orchester. Zu den beeindruckenden Exponaten zählen symbolträchtige Ölbilder wie „Golgatha 2000“, „Kristallisation“, „Roter Farbklang“ und „Urlicht“ ebenso wie die Mischtechnikarbeiten „Dunkler Farbklang“ und „Inferno“.

Beim Betrachten dieser Bilder scheinen die Grenzen zwischen Malerei und Musik zu verschwimmen. Die Weite des Kosmos und die Faszination des Lichtes bestimmen thematisch das gesamte künstlerische Schaffen Halaczinskys. Auf der Leinwand einerseits mit ausdrucksvollen Farben und Motiven experimentierend, andererseits aber zugleich der Zartheit eines Aquarells folgend, beherrschte der Künstler in seinen Kompositionen auch die Bandbreite von der Spätromantik bis zur Zwölftonmusik.

Zu den Höhepunkten der Ausstellung gehört zweifelsohne auch die Vitrine mit dem letzten Aquarellbild, der unvollendeten Komposition „Adagio“ op. 88, datiert vom 15. 7. 1999 sowie der von Halaczinsky genutzten Mal- und Schreibutensilien.

Kurz vor seinem Tod beschäftigte sich der Künstler mit Grundsatzfragen. „Von allem, was ich in meinem Leben, in der Musik, der Malerei und auch in meinen schriftstellerischen Arbeiten versucht habe zu leisten oder versuche noch zu schaffen, was wird davon Bestand haben, was wird nicht umsonst gewesen sein, was habe ich schöpferisch zustande gebracht, was werde ich in meiner mir noch verbleibenden Zeit von dem, was in mir vorhanden ist, zu Wege bringen? Ist es überhaupt wichtig, daß es geschaffen wurde, noch geschaffen wird, in der Schöpfung, in der bereits schon alles vorhanden ist bzw. bereits alles geschaffen wurde?“

Dieter Göllner (KK)

Manchmal altmeisterlich, nie altbacken

Der zeichnende Erzähler Reiner Zimnick

Japanisch, Katalanisch, Niederländisch, die Bantusprache Xhosa, Baskisch, Afrikaans, Schwedisch, Dänisch, Finnisch und Tschechisch – dies sind die Sprachen, in die die Bücher Reiner Zimniks (vorwiegend sogar in den letzten Jahren) übertragen wurden; und in die gängigen Weltsprachen ohnehin. In einer persischen Ausgabe erschienen „Die Trommler“ 2004 sogar im iranischen Teheran. Dieser gar nicht verwunderlichen Wertschätzung im Ausland entspricht ein sonderbares Ignorieren seines Werkes im deutschen Sprachraum. Reiner Zimnick – ein Name, den keiner mehr nennt (und kennt)?

Fest steht: Das Fachjournal „Gebrauchsgraphik“ irrte in seiner Septemberausgabe des Jahres 1955, als es prophezeite, mit Zimniks Zeichnungen und Geschichten „ließe sich ein Welterfolg erreichen, wie ihn vor Jahren die Pariser Librairie Hachette mit den unvergessenen Elefantengeschichten ‚Babar‘ buchen konnte“. Solchen Ruhm erlangte der 1930 geborene Reiner Zimnick nie, stets blieb er etwas für eine überschaubare Zahl von Connaisseurs, mochte auch Joachim Fuchsberger seinen „Jonas, den Angler“ lesen, mochten seine künstlerischen Arbeiten auch in Zürich in der Galerie des renommierten Diogenes-Verlegers Daniel Keel ausgestellt werden, mochte er auch Bücher von Joachim Hackethal, Walter Henkels und Gerhard Polt illustrieren.

Der Vater war im Krieg gefallen, Zimniks Mutter wurde mit ihren fünf Kindern aus dem oberschlesischen Beuthen vertrieben und fand Unterkunft bei Verwandten in Landshut in Niederbayern. Wer als Erwachsener Geschichten erzählen will, sollte, wie Zimnick, bereits als Kind Geschichten gelauscht haben. Der Mutter habe er seine Begabung zu verdanken, teilte er später mit: „Nach meiner Flucht aus meiner ursprünglichen Heimat und meiner beschirmten Kindheit, da

ging es uns schlecht. Da hat uns in unserer Armut für ungeliebte Arbeiten – zum Beispiel Holzsammeln im Wald – unsere Mutter als Belohnung immer eine (erfundene) Geschichte erzählt.“ Doch es lag in jenen Jahren nahe, das Handwerkszeug für einen Brotberuf zu erlernen, folglich absolvierte der junge Zimnick eine Schreinerlehre (weshalb er – eine seltene Doppelbegabung – die Rahmen seiner Bilder selbst fabrizieren kann). Gleichwohl siegte das Faible fürs Künstlerische: er holte das Abitur nach, um ab 1952 vier Jahre Malerei und Grafik an der Akademie der Bildenden Künste in München zu studieren.

In rascher Folge erschienen von 1954 bis zu den frühen siebziger Jahren knapp zwanzig Bücher, die literarisch wie zeichnerisch von gleicher hoher Bedeutung sind. Einzelgänger, liebenswerte Außenseiter sind es zumeist, die Zimnick zeichnend und erzählend präsentiert, ebenso poetisch wie melancholisch. Zimnick wandte sich gleichermaßen an Kleine wie an Große, doch für Kinder war der Stoff mitunter etwas zu niveauvoll ernst, für Erwachsene hingegen manchmal wohl etwas zu kindlich verspielt. Dem „Kinderbuchkönig“, so die „Zeit“ 1980, mangelte es ein wenig an dem, was man später ‚Zielgruppenorientierung‘ nennen sollte. Als die Abstraktion en vogue war, als die Intellektualität der Nachkriegsjahre überwiegend der Ungegenständlichkeit huldigte, hielt Zimnick antizyklisch dagegen: er modernisierte die altmeisterliche Federzeichnung, ein wenig an Paul Flora erinnernd, und schuf schöne Sätze, die nie vergißt, wer sie einmal gelesen hat: „Was die Jagd in den Wäldern so schwierig macht, sind die Bäume.“

Die größten Erfolge gelangen Zimnick mit seinem bayerisch grantelnden „Sebastian Gsangl“ und der Figur des „Lektro“, eines liebenswerten Männleins wie du und ich, das



sich chaplinesk müht, im (e)lektronischen Zeitalter seinen eigenen Weg zu gehen und dabei integer zu bleiben. Als das Fernsehen noch jung war und neben Masse auch einige Klasse produzierte, wurde der „Lektro“ sogar televisualisiert. Von 1959 bis 1964 zeig-

te das Fernsehen Lektro-Geschichten; ruhig und bedächtig, ohne die heute üblichen schnellen Schnitte. Aus „hundert Tuschzeichnungen, zehn Seiten Text und ein paar Takten Musik“ entstand, so der „Spiegel“ im Januar 1961, ein „Kabinetstück des Schmunzelhumors“.

Als Zimnik das Bücherschreiben und Büchermalen reduzierte und sich auf die freie bildende Kunst verlegte, sank seine Popularität, denn seine Zeichnungen – verstörende Frauenakte und verummte Männer im Schneegestöber – entzogen sich der leichtfertigen Deutung eines breiteren Publikums.

Seit fast fünfzig Jahren nun lebt Zimnik in München, in der Veterinärstraße in Schwabing zwischen Universität und Englischem Garten. Am 13. Dezember wird er 80 Jahre alt – und es wäre an der Zeit, sein Gesamt-œuvre aus 55 Jahren in einer angemessen würdigen Ausstellung zu präsentieren und ihm auch in Deutschland (wieder) jene Anerkennung zu verschaffen, die ihm gegenwärtig vorwiegend im Ausland zuteil wird. Wer sich einen ersten Überblick verschaffen möchte, der greife zum „Großen Reiner Zimnik Geschichtenbuch“, 2003 in zweiter Auflage in seinem Zürcher Hausverlag Diogenes erschienen, mit elf seiner frühen Bildgeschichte.

Martin Hollender (KK)

KK-Notizbuch

Der tschechische Filmemacher **David Vondráček** erhält den **Franz-Werfel-Menschenrechtspreis** der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen 2010.

Gewürdigt wird damit sein mutiges Eintreten für Wahrheit und Anteilnahme mit dem Dokumentarfilm „Töten auf Tschechisch“ über die Ermordung deutscher Zivilisten in der Tschechoslowakei kurz nach dem

Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Preisverleihung erfolgt am 28. November in der Frankfurter Paulskirche.

Die **Copernicus-Vereinigung** für Geschichte und Landeskunde Westpreußens und die **Ostseegesellschaft** führen vom 12. bis zum 14. November in der Ostsee-Akademie im Pommern-Zentrum Trave-

münde ein Seminar über **deutsch-polnische Geschichte am Unterlauf der Weichsel** durch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle der Copernicus-Vereinigung, Telefon 0 25 06 / 30 57 50, landsmannschaft-westpreussen@t-online.de.

Unter dem Titel **ZeITräume** präsentiert sich der Verband **Ungarndeutscher**

Autoren und Künstler (VUdAK) bis zum 9. Januar 2011 mit einem Überblick über das bildnerische und schriftstellerische Schaffen der Mitglieder im **Donau-schwäbischen Zentralmuseum** Ulm.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre zwanzigtäglich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de

